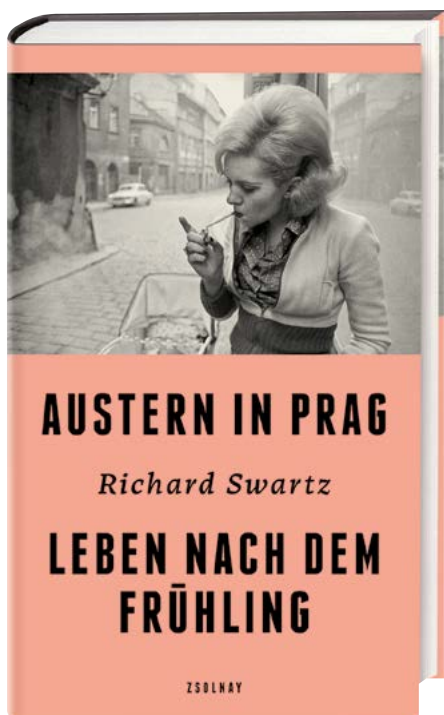


Leseprobe aus:
Richard Swartz
Austern in Prag



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2019





Richard Swartz

AUSTERN IN PRAG

Leben nach dem Frühling

Aus dem Schwedischen
von Andrea Fredriksson-Zederbauer

Paul Zsolnay Verlag

1. Auflage 2019
ISBN 978-3-552-05932-0
© 2019 Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien
Satz: Nadine Clemens, München
Autorenfoto: © Paul Zsolnay Verlag
Umschlag: Anzinger und Rasp, München
Foto: © Jaroslav Kučera
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwor-
tungsvollen Quellen
FSC® C014496

Eines späten und sonnigen Nachmittags im Mai 1968 ging ich mit einem Diplom in der Hand die breite Steintreppe der Handelshochschule hinab, unter dem dunklen Tor hindurch und hinaus auf den Sveavägen, eine der längsten und meistbefahrenen Straßen in Stockholm.

Beinahe drei Jahre lang war ich fast jeden Tag diese Steintreppe emporgestiegen, um mich höheren Studien zu unterwerfen, bis an diesem Frühlingstag der Augenblick gekommen war, ihnen ein für alle Mal den Rücken zu kehren und den Schritt in die sogenannte Erwachsenenwelt zu tun. Einen Schritt, der eine Art Beförderung meinte, mir aber wie eine Bedrohung erschien. Und doch auch als eine Art Befreiung. Ich hatte mich von den höheren Studien ja befreit und zugleich nicht die geringste Absicht, mich als reif genug zu erweisen, um den Schritt in die Erwachsenenwelt zu machen. Gerade diese Unreife war das Beste, was ich vorweisen konnte. Was ich während der drei Jahre gelernt hatte, falls da überhaupt irgendetwas war, hatte ich zum allergrößten Teil bereits wieder vergessen. Kaum mehr als das Banale und Selbstverständliche war in meinem Kopf geblieben, wo es sich diesseits der Schwelle zum Vergessen und zum Verdrängen noch eine Weile hielt, wenn auch unklar war, wie lange noch. Trotzdem stand ich hier auf dem Sveavägen, bereit für das Erwachsenenleben, mit einer Bescheinigung dessen, was ich so erfolgreich vergessen hatte, ein Diplom aus steifem Papier von bester Qualität und mit Stempel versehen, sogar mit einem Siegel aus rotem Lack und, unten am Blatt, verschiedenen Signaturen in schwarzer Tinte, allesamt unleserlich, und in

der Zeile darunter die gedruckten Namen inklusive Titeln, die ihrerseits viel Platz einnahmen.

Dieses Diplom war der Beweis, dass die höheren Studien hinter mir lagen. Schwarz auf weiß ließ sich darauf entnehmen, wie ich mich drei Jahre lang dem Willen anderer unterworfen hatte, welche Gewalt ich mir selbst zugefügt hatte, indem ich so lange andere darüber bestimmen ließ, was immerhin mein Leben war und nicht das irgendeines anderen. Mein Vater sagte, dass jede Familie ihren eigenen Arzt, Anwalt und Bankier haben müsse. Das sei notwendig, um die Verbindungen der Familie zur Welt aufrechtzuerhalten. Er wiederholte es so häufig, dass ich allmählich begriff, dass er es wirklich ernst meinte, dass es sich um eine unabdingbare Voraussetzung handelte. Für einen jungen Mann klang es aber viel zu praktisch und engstirnig, wie eine sehr düstere Vorstellung vom Leben, und was ich darüber dachte, muss er geahnt haben, er verlieh daher seiner Überzeugung umso hartnäckiger Ausdruck, je stärker er meine Skepsis spürte.

Letztlich aber hatte ich mich dem Willen meines Vaters gebeugt, wählte auf sein Anraten eine, wie er es mehr flehend als auffordernd nannte, ordentliche Ausbildung, statt Literatur und Philosophie zu studieren. Nach väterlicher Auffassung würden sie mich im Leben nicht weiterbringen, jedenfalls nicht besonders weit und bestimmt zu keinem Beruf, der Einkommen und Ansehen brächte, und in diesen väterlichen Willen hatte ich mich gefügt, anstatt meinen eigenen Weg zu gehen. Jahrelang war ich also die Steintreppe hinauf zu Vorlesungen, Seminaren und Lesesälen gegangen, in denen ich über Büchern und Papieren sitzend an meiner eigenen demütigenden Unterwerfung arbeitete, während verschiedene Professoren, einige davon weltberühmt, meinem Vater folgend versuchten, meinen Kopf mit nützlichem und brauchbarem Wissen vollzustopfen. Dafür gab es dort auch Platz. Da ich aber nicht die Absicht hatte, dieses

Wissen zu behalten, war mein Diplom, das ich da auf dem Sveavägen in der Hand hielt, nichts als eine schmerzvolle Erinnerung an diese Unterwerfung und die vergeudeteten Jahre meines Lebens: eine offizielle Bestätigung meiner ersten großen Niederlage.

Ich war immer noch sehr jung. Beinahe gänzlich unerfahren, lediglich mit starken und unreflektierten Überzeugungen ausgestattet, ebenso leicht zu widerlegen wie zu verwerfen, während sich hinter dem Willen meines Vaters alle Erfahrungen und Einsichten des Erwachsenenlebens auftürmten. Mit denen wollte er in allerbesten Absicht und mithilfe der Professoren auch mich versorgen, was mehr einer Bürde gleichkam, die mir den Rücken krümmte, ja, mich taumeln ließ, auch wenn mir gerade diese Bürde alles leichter machen sollte. Viel später erst würde ich begreifen, dass mein Vater sie als etwas sah, das mir in Not oder Bedrängnis behilflich sein könnte, eine Art Lebensversicherung eines jungen und unvernünftigen Menschen. Womöglich reichte sein Zweifel so tief, dass er meinem Wirklichkeitssinn an sich misstraute, dass er befürchtete, die Beschäftigung mit Nutzlosigkeiten wie Literatur oder Philosophie über einen längeren Zeitraum könnte ihn vollständig einstürzen lassen, ein existenzieller Zusammenbruch, ehe mein Leben überhaupt begonnen hatte.

Um diese menschliche Katastrophe zu vermeiden, musste er einschreiten, solange noch Zeit blieb.

Die Urkunde in meiner Hand berechtigte mich, den Titel eines Diplomkaufmanns zu tragen, ein Titel freilich, den ich nie verwenden, und ein Beruf, dem ich mich nie widmen würde. Aus Pflicht heraus, in der jedoch eher Feigheit, vor allem aber Unterwerfung steckte, hatte ich durchgehalten. Ich hatte bestanden, sodass jenes Papier bescheinigte, was ich während dieser drei Jahre getan hatte. Was ich in der Hand hielt, war der Beweis, dass ich ab sofort ein sogenannter reifer Mensch war.

Ein Erwachsener. Diese Vorstellung ängstigte mich mehr, als sie mich beruhigte, weil ich mich weder benehmen wollte noch konnte, wie es von einem sogenannten Erwachsenen erwartet wurde. Mit meinen 22 Jahren war ich viel zu jung und viel zu unreif für die Erwachsenenwelt, weshalb ich sie noch eine Weile vermeiden wollte.

Für wie lange?

Darüber machte ich mir keine Gedanken. Weder hatte ich den Wunsch noch die Absicht, regelmäßig für meinen Unterhalt zu sorgen, tagtäglich außer an Sonn- und Feiertagen um neun Uhr zur Arbeit zu gehen und bis fünf Uhr zu bleiben, zu heiraten, eine Familie zu gründen, ein Auto anzuschaffen, Steuern zu zahlen, mich an Geburtstage zu erinnern, Topfpflanzen zu gießen und leere Flaschen zu entsorgen (höchstens meine Schuhe zu putzen), mich jeden Morgen zu rasieren. Nichts davon und von anderen Dingen, die zum Erwachsenenleben gehörten, blickte ich mit Freude entgegen, obwohl genau das von mir erwartet und vom Diplom in meiner Hand festgehalten wurde, ein Diplom, das ich nicht anders begreifen konnte denn als einen neuen, hinterhältigen Angriff auf meine Freiheit, als Auftakt einer weiteren Unterwerfung, diesmal unbittlich und endgültig, viel bedrohlicher und heimtückischer noch als die, denen ich bisher ausgesetzt gewesen war, obwohl ich mir von einem solchen Erwachsenenleben lediglich ein recht vages und lückenhaftes Bild machen konnte, das sich aus dem Verhalten der Erwachsenen in meiner unmittelbaren Umgebung schließen ließ.

Nun war ich an der Reihe. Auch meine Freiheit war bedroht.

Aber gerade meine Unreife schützte mich vor dem Erwachsenenleben. Mich daran zu klammern, so lange ich konnte, schien mir die einzige Möglichkeit, jene Freiheit zu verteidigen, und für diese Verteidigung war mein Diplom in keiner Weise hilfreich. Im Gegenteil. Es half nicht, dass das Examen zur Enttäu-

schung meines Vaters mittelmäßig ausfiel, dass alle meine Zeugnisse ausnahmslos durchschnittlich waren. Nichts davon ließ sich abstreiten. Und doch war ich zugelassen. Man erwartete von mir, das zu machen, was man Karriere nannte, obwohl es meine bereits übel zugerichtete Freiheit endgültig zerstören würde.

Ein Schritt noch, und ich würde die Zeit der Jugend für immer hinter mir lassen. Eine Zeit, die ich in meiner Unreife als Freiheit verstand, die ohne Forderung nach Verantwortung für andere oder auch nur für mich selbst wie totale Unordnung aussehen mochte. Solange ich diesen Schritt über die Schwelle zum Erwachsenenleben nicht tat, blieb ich auf der Seite der unbegrenzten und verantwortungslosen Möglichkeiten, wo nichts abgeschlossen und endgültig war. Solange ich auf der richtigen Seite der Schwelle stand, konnte ich mich immer noch weigern, diesen letzten Schritt zu tun, und unterwegs auf dem Sveavägen in Richtung Odenplan, etwa auf halber Strecke zwischen der Handelshochschule und der Stadtbibliothek, riss ich mein Diplom in zwei gleich große Teile; zur Sicherheit noch einmal, damit es sich nicht so leicht wieder zu dem fügen lassen würde, das es soeben noch gewesen war. Mit diesen Resten, die meine Eintrittskarte in die sogenannte Erwachsenenwelt gewesen waren, ging ich auf dem Sveavägen weiter zur Odengatan, und kurz vor der Ecke, an der die beiden Straßen einander in einem rechten Winkel kreuzen, genau unterhalb der Stadtbibliothek, warf ich die Fetzen in einen Papierkorb, gemeinsam mit, so schien es mir, meiner Reife.

Eine Trotzhandlung. Völlig sinnlos. Aber ich stand auf der Seite des Unreifen, gegen alle, die das Leben für einen Auftrag an Erwachsene und verantwortungsvolle Menschen hielten, und mit dieser buchstäblich kindlichen Handlung, streng genommen nichts weiter als eine vollkommen leere Geste, hatte ich dennoch meine Rolle in diesem erniedrigenden Pakt zwi-

schen Jugend und Erwachsenenleben aufgekündigt. Zum ersten Mal, im vielleicht letzten Augenblick, hatte ich mich geweigert, mich noch einmal zu unterwerfen. Forthin würde ich niemand anderem als mir selbst dienen. Ich hatte jedoch nicht die geringste Ahnung, wie eine solche Dienstverweigerung vor sich gehen oder aussehen sollte. Und dennoch schien mich gerade das Kindliche meines Handelns in der Überzeugung zu bestärken, dass ich das einzig Richtige tat und das, was ich soeben zerstört hatte, der äußerste Beweis dafür war, dass ich mich um ein Dokument, das mit Siegel und Unterschriften für meine Reife bürgte, nicht verdient gemacht hatte.

Noch war ich unreif. Ich fühlte mich nicht bereit und war fest entschlossen, es zu bleiben, so lange ich nur konnte.

Das sollte sich bald als eine nahezu unmögliche Aufgabe herausstellen. Nicht nur die höheren Studien und mein Diplom hatten mich gefährlich nahe an die Grenze zur sogenannten Erwachsenenwelt gebracht. Seit einiger Zeit wohnte ich mit einer Frau zusammen, die ich bereits nach ein paar Monaten verlassen wollte, einzig und allein, weil es so viele andere gab; der Blick oder das Lächeln einer anderen Frau war verlockender, ihre Gedanken anregender, der Schwung sanfter, mit dem eine blonde oder kastanienbraune Haarsträhne über ihre Stirn fiel. Im Geheimen hatte ich begonnen, die eine oder andere dieser anderen Frauen zu treffen, an abgelegenen Orten in den Außenbezirken Stockholms, die niemand, den ich kannte, aufsuchte, in Teilen der Stadt, in denen ich mich weder zurecht fand noch mich erinnern konnte, je gewesen zu sein. Stockholm war zwar meine Stadt, ich war hier geboren und aufgewachsen, dennoch hatte ich keine Ahnung, wo ich mich gerade befand, wusste nur, warum ich dort war.

Seit einiger Zeit lebte ich in einer Lüge, und diese Verlogenheit war Teil von mir geworden. Ich wachte mit ihr auf und legte mich mit ihr schlafen. Sie trieb mich hinaus ins Unbekannte,

löste Bus- und U-Bahn-Tickets zu Haltestellen, von denen ich noch nie gehört hatte, um an Orte zu gelangen, an denen ich meine Leidenschaft stillen konnte. Häufiger noch ließ sie mich unbefriedigt zurück. Gleichzeitig waren diese Stockholmer Expeditionen Betrug. Ich betrog eine Person, die alle als meine Freundin betrachteten, mit jemandem, von dessen Existenz niemand wusste. Am wenigsten meine Freundin, die ich belog und an diesen unbekannten Orten hinter mir ließ, gemeinsam mit dem Alltag, einem Alltag jedoch, in dem die Leidenschaft erloschen war, während die Routinen alles grau und trist einfärbt hatten; und um diesem trostlosen Zustand zu entkommen, muss mir die Lüge als vergleichsweise geringer Preis erschienen sein.

Diese Abenteuer an den Rändern der Stadt bargen neue und fremde Gefahren. Ich wurde nie gut darin, mich rechtzeitig auf sie vorzubereiten. »Wo bist du so lange gewesen?« Jedes Mal war meine Antwort eine neue und improvisierte Lüge, selten besonders gelungen. »Im Mittelmeermuseum.« »Mittelmeermuseum?« »Um die etruskischen Sammlungen zu sehen.« Es klang nicht überzeugend. Und vielleicht waren die berühmten Sammlungen byzantinisch, nicht etruskisch; ich war mir da nicht ganz sicher oder konnte mich nicht erinnern. Und nicht einmal einen Katalog, keinerlei Ansichtskarte, geschweige denn eine entwertete Eintrittskarte hatte ich mit nach Hause gebracht, um meine Lüge glaubwürdiger zu machen.

»Ich wusste nicht, dass du dich für Krüge und alte Tonscherben interessierst.«

Ich auch nicht.

Oder ich kehrte als Erster nach Hause zurück, rechtzeitig, um in einem warmen Bad die Spuren und Düfte eines anderen Körpers abzuwaschen, bevor ich mich den Fragen stellen musste. Jedes Mal waren die guten Fragen zahlreicher als die guten Antworten. »Seit wann badest du mitten am Tag?« Was ich zu mei-

ner Verteidigung zu sagen hatte, führte mich in einen immer tieferen Sumpf aus Verstellung und waghalsigen Kombinationen aus Halbwahrheiten. Oder noch schlimmer. Sobald ich den Mund aufmachte, riskierte ich, mich in Widersprüche zu verwickeln, die es jederzeit unmöglich machen konnten, wieder festen Boden unter die Füße zu kriegen.

»Hat das Mittelmeermuseum montags nicht geschlossen?«

Sicherer wäre es gewesen, solche erfundenen Besuche in Museen oder Einrichtungen zu verlagern, die mir vertraut waren und in denen meine Anwesenheit wahrscheinlicher war, in den Lesesaal der Königlichen Bibliothek etwa oder in eines der innerstädtischen Antiquariate, die deshalb aber das Risiko von Zeugen dramatisch hätte ansteigen lassen, von Zeugenaussagen gemeinsamer Freunde und Bekannter, die meine Mischung aus Halbwahrheiten und reinen Lügen sofort zum Einsturz gebracht hätten. (»Vergangenen Montag, sagst du? Am Vormittag? Eigenartig. Ich war den ganzen Tag dort, aber ich habe ihn nicht gesehen.«)

Meine heimlichen Treffen fanden in den Vororten oder auf Nebenstraßen im Zentrum statt, in Gaststätten irgendwelcher Stadtteile, in denen ich niemanden kannte, mit Blick auf dichten Fichtenwald. Hin und wieder auch näher an meinem eigenen Viertel, dann allerdings in Sackgassen, die in einen leeren Hinterhof mündeten oder an einer Brandmauer endeten, in kleinen Konditoreien oder Spelunken, in denen die Tischtücher selten gewechselt wurden und die Gäste lange auf ihren Kaffee und noch länger auf die Rechnung warten mussten. Am Stadtrand dünnte das Leben aus, zwischen den Bushaltestellen schien es sich zu lichten. Auch die Menschen wurden weniger; die, die ich traf, bewegten sich zögernd, als wären sie sich nicht sicher, wohin sie wollten und ob es sich überhaupt lohnte. Die Häuser standen mit sorgfältig geschlossenen Fenstern schnurgerade Straßen entlanggereiht. Wer lebte hier? Es sah ebenso ordent-